

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

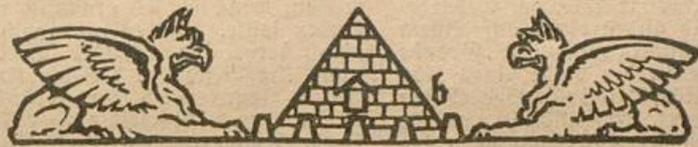
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

3.9.1933 (No. 36)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 36



3. Sept. 1933

Wilhelm Dauten Stein / Wert und Unwert der Kunstgeschichte

In einem Gespräch wurde behauptet, es sei unrecht, wenn das Interesse sich der alten Kunst zuwende, weil es sich eben in diesem Verhältnis den lebenden Künsten entziehe. Dies aber sei ein Unrecht gegen die Lebenden, denen wir doch zu allererst verpflichtet seien.

Es ist notwendig, diese These zu überprüfen: diese These, die sich, so scheint mir, als ein Mißverständnis wird herausstellen müssen.

Es ist selbstverständlich, daß wir Lebenden die grundlegende Aufgabe haben, von unserem Zeitalter, von unserer Situation, von unseren Sorgen, von unseren Perspektiven auszugehen und eben dahin auch täglich wieder zurückzukehren. Verhält es sich so (und es ist kein Zweifel, daß es sich so verhält): ist es dann unerlaubt, den Werken alter Kunst Aufmerksamkeit zu schenken — vielleicht sogar eine Aufmerksamkeit von besonderer Wahrheit?

Wollte man diese Frage bejahen, so würde man einen unverzeihlichen Irrtum begehen. Beschäftigen wir uns mit Werken alter Kunst, so nämlich deshalb, weil uns die alten Werke lebendig geblieben sind. Deutlicher: wir beschäftigen uns mit ihnen, weil wir fühlen, daß in der Größe alter Kunst ein fortwirkender und verpflichtender Maßstab für die Kunst der Gegenwart gegeben ist. Es wäre durchaus falsch, zu meinen, jemand, der die alte Kunst heraufbeschwöre, habe es darum mit jener Welt zu tun, die man im eigentlichen, d. h. abtandweisen Sinn die „historische“ Welt, die Welt ausgelebter Geschichte nennt. Die großen Werke der Meister behaupten eine geradezu ungeheure ... wärtigkeit, und eben darum werden sie von unserem Gefühl ohne weiteres mit den Hervorbringungen unserer eigenen Epoche konfrontiert. Wem aber wäre nicht offenbar, daß die Werke der Kunst vordem wesentlicher waren? Die Künstler der Gegenwart, diejenigen wenigstens, die den Reichtum natürlicher Empfindung für die wahren Verhältnisse nicht verloren haben, die geschicktesten also, sind die ersten, dies zuzugeben! Nachdenklich stehen sie in der Tribuna der florentinischen Akademie vor den Marmorfiguren des Michelangelo oder in der Arena-Kapelle zu Padua vor den Fresken des Giotto oder in St. Babo zu Gent vor dem Altar der Brüder Ghys.

Die überragende Größe der Alten ist ersichtlich: sie braucht nicht erst erwiesen zu werden. Um aber vollends deutlicher zu sein: es kann sich in einer Betrachtung wie der unsrigen selbstverständlich nur um die wahrhaft großen, um die entscheidenden Werke der Alten handeln, nicht etwa um beigeordnetes und untergeordnetes Schulgut, das nur einer unbegrenzten wissenschaftlichen Neugier interessant sein wird.

Das 18. und das 19. Jahrhundert haben der Menschheit den Glauben und Aberglauben gebracht, die menschliche Welt befände sich in einem unablässigen Fortschritt. Die Vollkommenheit des menschlichen Daseins nehme sozusagen Jahr um Jahr zu. Der Naivität dieser Auffassung ließe sich von einem sehr entgegen-

gesetzten Standpunkt aus begegnen. Man würde nämlich fragen können, ob der vermeintliche integrale Fortschritt wirklich existiere? Ob sich nicht vielmehr umgekehrt zu erweisen scheine, daß die Kunst dieser Zeit des großen Atemzuges der Alten meist nicht mehr fähig sei? Ob der berühmte Fortschritt in Wirklichkeit oft nicht eher als eine Verminderung der ursprünglichen Fülle künstlerischer Substanz empfunden werden müsse? Ob der ursprüngliche Reichtum der Substanz sich im Laufe des Fortschritts nicht allzu oft verneigt, verwest, verdünnt habe?

Die Fortschritte sollen da, wo sie offenkundig sind, wahrhaft nicht bestritten werden; am allerwenigsten auf dem Gebiet der Technik. Aber hier in unserer Betrachtung, handelt es sich um die gemüthhafte Substanz und ihre unmittelbarsten, reinsten, notwendigsten Äußerungen, um die Kunst. Wie ließe sich leugnen, daß die Alten uns da im Ganzen überlegen sind?

Spricht man in solchem Sinne von Kunstgeschichte, so geht man dabei aufs Unzweideutigste von der Gegenwart aus. Wir können die relative Schwäche der künstlerischen Position der Gegenwart unmöglich verkennen. Umso gewisser steht uns die Größe der Alten vor Augen, und um so gewisser fühlen wir uns gedrungen, ja verpflichtet, zwischen der Größe der Alten und den Kunstnöten unserer eigenen Zeit den Vergleich zu ziehen, der ein lebendiger Vergleich, ein Vergleich des Lebens mit dem Leben ist. Sollte es denn etwa nicht einleuchten, daß das Leben dort am stärksten auftritt, wo die Kunst am größten ist? Sollte man nicht berechtigt sein zu fragen, ob die sogenannte „tote“ Kunst der Alten nicht lebendiger sei als manche anspruchsvolle Kunst der Gegenwart? Wir reden von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Nun, die Kunst der Alten gibt uns allen Anlaß, vom dauernden Leben, von der dauernden Gegenwärtigkeit alter wahrer Größe überzeugt zu sein. Das sogenannte Historische bedingt hier überhaupt keinen wesentlichen Unterschied. Ein Kunstwerk kann geschichtlich, zeitlich sehr weit von uns entfernt sein, und doch eine Aktualität besitzen, die von keinem Werk unserer Tage überboten werden mag. Ein Kunstwerk kann sehr weit zurückliegen und doch die andrängende Aktualität des wahrhaft Ursprünglichen, des wahrhaft Starken geradezu vor unsere Augen halten. Damit ist aber wieder und wieder einleuchtend gemacht, daß wir auf die große Kunst der Alten als auf einen entscheidenden Maßstab zur Bemessung der Größe und der wirklichen Lebendigkeit neuerer Zeiten angewiesen sind.

Ist damit nun etwa nicht klargestellt, daß wir, wenn wir von entscheidenden Werken alter Kunst sprechen, im Interesse unserer eigenen Gegenwart handeln, die der Vergangenheit um so weniger verlustig gehen darf, je öfter die Kunst unserer Gegenwart dazu angetan war, unsere Begriffe von Größe zu verwirren?

In diesem rechten und, wie ich glaube, produktiven Sinn von den Werken der Alten zu sprechen, ist eine unser eigenes Leben fördernde Arbeit im Dienste der Gegenwart.

Die Erörterung wäre leicht ins Einzelne zu treiben. Es soll hier nur mit zwei Beispielen geschehen, und auch dies in aller Kürze.

Man vergleiche die neue Sachlichkeit mit der alten. Man sehe den echten Respekt der Meister des Genter Altars vor den Dingen, vor der menschlichen Gestalt — und man sehe daneben jenes gleichsam galvanisierende, jenes eigentümlich sterilisierende Verhältnis der neuen Sachlichkeit, die in Wahrheit ja auch gar nicht die Dinge malt, sondern nur die theoretische Existenz des Programms der neuen Sachlichkeit; — also eines Stichwortes. Ist es nicht wahr, daß den Hervorbringungen der neuen Sachlichkeit eine gleichsam konservierende Beschaffenheit eigentümlich ist? Daneben sehe man das Bild der Wirklichkeiten in den Werken der alten Meister: es sind authentische Bilder authentischer Wirklichkeiten.

Man sehe das Bild der Natur in jener Zeit und in unseren Tagen. Wir erleben es, daß die Natur ausgestoßen wird zugunsten abstrakter Konfigurationen. Von den Alten aber ließe sich lernen, daß die Natur die elementarste Voraussetzung alles

künstlerischen Tuens ist: daß der Mensch, auch der Künstler immer aufs Neue auf sie angewiesen bleibt. Nicht in dem Sinn, daß der Künstler die Natur kopieren müßte; wohl aber in dem Sinn, daß der ewig lebendige Strom der Natur den Menschen, den Künstler wahrhaft lebendig erhalten müßte; in dem Sinne, daß es ohne die schöpferische Natürlichkeit des künstlerischen Geistes auch keine wirkliche Kunst geben kann. Kommt es darauf nicht an, die Natur „nachzuahmen“ (worüber auch noch gestritten werden könnte), so kommt es jedenfalls darauf an, daß auch die Kunst das Strömende einer natürlichen Handlung benutzen müsse — daß sie also nicht in eine mechanische Manipulation mechanischer Erscheinungen entarte. Auch in der Kunst ist die (geistige) Natürlichkeit ein Maßstab des echten Lebens.

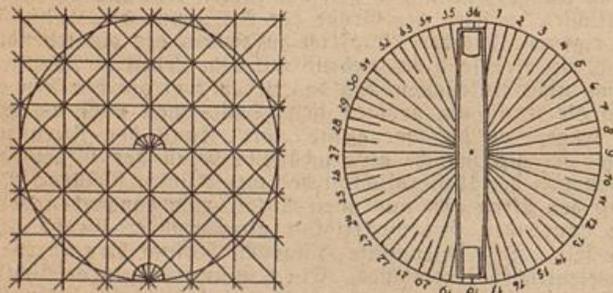
Man darf sich die Gleichung nicht zu bequem machen. Ein Zeitgenosse unserer Tage sein, heißt noch nicht notwendig so viel wie lebendig sein. Wohl aber kann ein großes Werk der Vergangenheit gar nicht anders als in die lebendigsten Zentren hineinwirken und also selbst eine dauernde und maßstäblich-verpflichtende Gegenwart sein.

Arthur Waldenaire / Theorien über die Karlsruher Stadtanlage

II.

Wie wir wissen, fing man am 28. Januar 1715, am Geburtstag des Markgrafen, an, im Hardtwald auszuroden, auf einem Platz, unweit und nördlich der nach Mühlburg ziehenden „Grande Allee“, einer breiten Waldstraße, sowie in der Nähe eines 1714 entstandenen Fasanenhauses. Der nördliche Teil des ausgedehnten Waldgeländes wurde für einen Tierpark, das südliche, an die Mühlburger Allee anschließende Gebiet für Blumenanlagen bestimmt. Die Erschließung geschah in der Weise, daß man von einem kreisförmigen, aus dem Wald herausgeschlagenen Platz Waldwege nach allen Weltgegenden fluchtete und anlegte, 32 Alleen, die zwischen den auf die Himmelsrichtungen eingestellten Hauptachsen eingeteilt wurden und strahlenförmig nach dem Mittelpunkt des Zirkels zogen.

Ein Waldgelände in dieser Weise zu erschließen, entsprach damaligen jagd- und forsttechnischen Gepflogenheiten. In einem alten, etwa zu jener Zeit erschienenen Jägerbuch „Jäger-Praktika oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger“ von Heinrich Wilhelm Döbel (erschienen in Leipzig 1746) wird in einem größeren Kapitel ein solches Abstecken von Alleen, wie es damals üblich war, ausführlich dargelegt. „Dieweil aber doch viele große Herren“, heißt es darin, „an denen Klopfs-, Treibe- und Streif-Jagen Vergnügen finden, so wäre diese Einrichtung der Alleen gar dienlich dazu. In Tiergärten ist diese Einteilung der Alleen auch nützlich, weil dadurch die Quadrate mehr durchschnitten und durchsichtig werden; nicht weniger auch bey der Parforce-Jagd zur Comodität der großen Herren und Damen, welche fahrend der Jagd-Lust bey wohnen ist also auf solchen Alleen der Jagd geschwinder bey- und nachzukommen“. Wie Döbel sich solche Aufteilungen von Wäldern oder Tiergärten denkt, veranschaulicht er durch mehrere Abbildungen. Er zeigt u. a. eine Erschließung eines Waldgeländes durch quadratische, diagonale und auch durch radial geführte Alleen und verweist dabei auf Tenbers Dianen-Jagd-Scheimnisse, wo ähnliche Nisse zu finden seien.

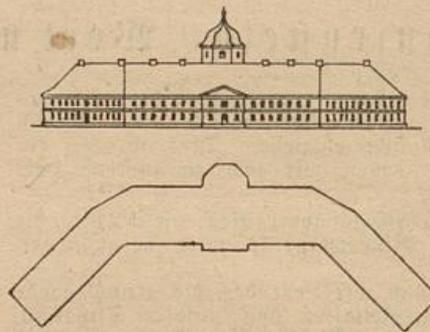


Aus Döbels „Jäger-Praktika“: Abstecken von Alleen in Wäldern und Tiergärten.

Es besteht kein Zweifel, daß in Döbels radialer Aufteilung — hier in 36 Strahlenalleen, bei Karlsruhe sind es nur 32 — in entsprechend ähnlicher Entwicklung die Strahlenanlage unserer Stadt zu erkennen ist. In dieser Weise, müssen wir uns vorstellen, wurde also der Hardtwald für einen Tierpark erschlossen. In einem derartig aufgeteilten Waldgelände hatte man stets die Orientierung nach einem Zielpunkt in der Mitte des Parkes, war ein Verirren in dem ausgedehnten Forst unmöglich, auch konnte man von einem Punkt auf kürzestem Weg nach allen Plätzen des Jagdgebietes kommen.

Entsprechend dieser zentralen Strahlenanlage hätte nun die im Mittelpunkt zu erstellende Favorite ein Zentralbau werden

müssen, wenn sie sich organisch mit der gegebenen Situation verbinden sollte. Und es gibt auch einen Plan, in dem das Jagdschloß derart eingezeichnet ist, eine in Holland entstandene Zeichnung (im Besitz der hiesigen Kunsthalle), die indessen, da sie erst einige Jahre nach der Gründung Karlsruhes entstanden sein dürfte, hier nicht weiter zu erörtern wäre. Etwas anderes entstand. Das erste von Karl Wilhelms Baumeister, Friedrich von Barendorf gefertigte „Dessin eines fürstl. Lusthauses in den Haardt Wald“ zeigt eine kleine Schloßanlage aus Fachwerk mit nach außen abspringenden Flügeln. Wir erkennen daran die typische Grundform eines Schloßes der damaligen Zeit mit der hufeisenförmigen Hofanlage, wie wir sie überall finden, beim Bruchsaler, Rastatter, Mannheimer Schloß u. a. m., indessen mit dem Unterschied, daß der Ehrenhof nicht rechtwinklig angelegt ist, sondern daß die Flügel entsprechend der gegebenen radialen Anlage schräg nach außen abgelenkt sind. Der Turm, unansehnlich und



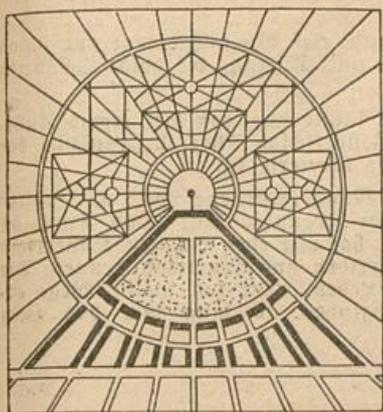
v. Barendorfs erster Entwurf zu dem Favoritbau Carlsruhe.

an der Rückseite des Bauwerks angelegt, tritt nicht selbständig in Erscheinung, zeigt auch keine Kämmerlein für die Tulpenmädchen.

Wenn Barendorf diesen Plan entworfen hat, steht nicht genau fest, offenbar aber ist der Entwurf unmittelbar nach der Erschließung des Waldes im Frühjahr 1715 entstanden. Und ohne Zweifel dachte man zuerst nur an die Erbauung eines derartigen Jagd- und Lustschloßes. Bei eingehender Ueberlegung aber, was alles in dem neuen Schlosse vorgehen, sich abspielen und untergebracht werden sollte, mag man alsdann auf eine Erweiterung des Programms, auf eine Vergrößerung der Anlage und endlich auf die Erbauung einer Residenz gekommen sein. Wenn man nämlich das ganze Gefolge überfah, was von Durlach weg- und hier unterzubringen war, wenn man sich überlegt, was die Festlichkeiten und Ausführungen an Räumen erforderten, dann mußte das Ganze bedeutend größer werden. Da mußten Unterkunft finden: Kavaliere, Wagen, Kammerdiener und Heibuden, der Pagenhofmeister, Marschälle, die Direktoren der Oper und Musik, der Kapell- und Tanzmeister, der Hofapotheker und Baumeister, die Jagdjunker, Jäger und Fasanenmeister, Büchsenwanner, Vogelfänger und Trüffeljäger, ferner der Mundschent, Mundkoch und Konfektier, der Bibliothekar, Hauskammerer und Schatullenverwalter, der Owerschneider und Silberdiener, Wäschebeschleherinnen und Mägde, der Leibkutscher, Stallmeister und Sattelfnechte, weiterhin Hofgärtner, Kanzlei- und Bauschreiber, Werkmeister, Kontrolleure und Rechtmeister, Holz- und Bauhaken, endlich die Leibwache sowie 25 bis 30 Orchestermusiker und etwa 6 Sängern. Wenn man außerdem bedenkt, daß die meisten Hofbeamten und Bediensteten eine Familie, vielleicht auch Gesinde hatten, dann mußten auch Wohnungen außerhalb des Schloßbezirks erbaut werden.

Es entsteht nun entsprechend den angeführten Raumbedürfnissen der endgültige für die Gestaltung der Residenz maßgebliche Plan. Das in den Mittelpunkt des Strahlensystems gestellte

Schloß ist hier in größerem Ausmaß angelegt, der Turm, Zielpunkt aller Strahlen, steht für sich, die Mittelpartie des Schloßgebäudes ist breiter, und die winkelförmig abspringenden Seitenflügel sind übermäßig verlängert und bis zu den Arkadenhäusern vorgezogen.



Karlsruhe — Plan aus der Gründungszeit.

Wir haben in diesem Plan nicht ein Schema, wie Ehrenberg meint, zu sehen, sondern die Baulichkeiten waren durchaus solchermaßen geplant, ja auch Grundrisse und Fassaden dazu ausgearbeitet gewesen. Wenn dann später bei der Ausführung der Schloßanlage die Seitenflügel des Schlosses gekürzt und die Marktplätze auf der Ost- und die Drangerien auf der Westseite hinter die Flucht dieser Flügelbauten erstellt wurden, so geschah dies wohl aus dem Grund, weil die Flügel in dieser ursprünglichen Planung viel zu lang erschienen und offenbar auch, weil Marktplätze und Drangerien in ihrer äußeren Gestaltung nicht mit den Schloßfassaden in Einklang zu bringen waren.

Der vorliegende Plan sagt uns noch mehr. Er läßt erkennen, daß Karlsruhe in dieser beabsichtigten Anlage etwas ähnliches war wie die Raftatter Favorite: das Schloß genau wie dort nach Süden orientiert, zu beiden Seiten des Cour d'honneur die Wirtschaftsbauten und südlich abschließend die Kavalierehäuser. Daß man tatsächlich zuerst nur an die Erbauung einer Favorite dachte, beweist die Aufforderung des Fürsten vom 1. Juni 1715 an Bazenborn, er möchte den ihm sehr angelegenen Favoritbau im Hardtwald aufs bestmögliche beschleunigt und befördert wissen. Von einer nach wirtschaftlichen und merkantilistischen Gesichtspunkten gestalteten Stadplananlage kann hier keine Rede sein, wir vermiffen an diesem Plan eine jegliche Formulierung zu einem Marktplatz, wie er beispielsweise in Raftatt angelegt ward, nirgends ist ein architektonisch-städtebaulicher Gedanke für die Aufstellung von Monumentalbauten, eines Rathhauses, von Kaufhäusern oder von Kirchen gegeben. Die ersten Karlsruher Bürger gingen in die Schloßkapelle zum Gottesdienst, und als zwei Jahre nach der Stadtgründung Kirchen gebaut wurden, da stellte man sie an die Mühlburger Allee, an die Peripherie der Stadt

anhängend, denn nirgends innerhalb der Residenz war städtebaulich eine Situierung gegeben, wo man sie hätte eingliedern können. Und wenn wir bedenken, daß die in einem gewissen Abstand hinter dem Schloßbezirk angelegten Häuser für das marktgräfliche Gefolge und der für diese lebenden Handel- und Gewerbetreibenden ganz primitiv, einstöckig in Fachwerk erbaut wurden, ja, daß für diese Wohnbauten vom Fürsten nicht einmal das zweistöckige Fassadenmodell, wie es für den Ausbau Durlachs maßgebend war, vorgeschrieben wurde, so erkennen wir auch hier, daß ursprünglich nicht an die Gründung einer Stadt gedacht war, sondern nach der Favorite an eine Residenz, die nur so groß beabsichtigt war, als sie das notwendige vom Hof mitgebrachte und hier angesiedelte Gefolge aufnehmen konnte. Niemals hätte man außerdem, wenn eine Stadt gewollt worden wäre, den Lustgarten wider alle Regeln so angeordnet, daß er zwischen das Schloß und der Stadt zu liegen gekommen wäre, man hätte ihn unbedingt an der Rückseite des Schlosses, eingerahmt von dem umgebenden Park, entwickelt. So aber lag er unmittelbar mit dem Schloß und den reizvollen Laubgängen der Wohnhäuser des Hofadels verbunden, zwischen welche außer den Drangerien auf der Westseite des Schloßplatzes, zwischen der Kronen- und Adlerstraße ein vierter Drangeriebau eingefügt wurde. Dies war zu Anfang Karlsruhe, Ruhesitz und Residenz des Markgrafen, die dahinter liegenden einstöckigen Häuschen aber waren nur Anhängsel an diesen dominierenden Schloßbezirk.

All dies bestätigt uns jene köstliche Inschrift, die am Schloßportal 1728 angebracht wurde und also lautete: „Anno 1715 war ich ein Wald, der wilden Tiere Aufenthalt. Ein Liebhaber der Ruhe wollte hier in der Stille die Zeit vertreiben, in Betrachtung der Creatur, die Eitelkeit verachtend, den Schöpfer recht verehrend. Allein das Volk kam auch herbei, haute, was Du hier siehest. Also keine Ruhe, solange die Sonne glänzet, als allein in Gott zu finden, welche Du, wann Du nur willst, auch mitten in der Welt genießen kannst. Anno 1728.“

Karlsruhe ergab sich also, wie wir ersehen haben, zunächst aus der jork- und jagdtechnischen Erschließung des Waldes durch strahlenartig geführte Alleen sowie aus der Planung einer Favorite, die als Residenz ausgebaut und dann innerhalb kurzer Zeit, zur Stadt wurde. Wäre es von vorneherein als Stadt geplant gewesen, zumal mit merkantilistischen Absichten, so wäre sie jedenfalls nicht strahlenartig angelegt worden. Und wenn nun all das geworden, was aus ihrem eigenartigen Grundplan herauszulesen ist, — ein Symbol fürstlicher Selbstherrlichkeit, ein Abbild des heliozentrischen Weltbildes, eine Verwirklichung der Idealentwürfe der Renaissancemeister, so fühlen wir, wie ungeheuer stark die Strahlenanlage Karlsruhe als Baugedanke ist, ein Baugedanke, der unsere Stadt zu einem bedeutungsvollen Denkmal des barten Städtbaues gemacht hat.

Kurt Schede / Die rote Locke / Eine Wieland-Erzählung

Die kleine schwäbische Reichsstadt Biberach lag an einem Sommermorgen des Jahres 1768 noch in wohliger Ruhe, als der junge Kanzleidirektor und Dichter Christoph Martin Wieland nach einem unruhigen Schlaf auf die dämmertüchle Straße hinaus trat. Er wußte, sein Weg in das einsame Wiesental, dem er schon seit Wochen zustrebte, war eine nicht ganz erlaubte Sache. Wie kam er als ehrfamer Bürger dazu, sich so oft in aller Frühe mit dem lieblichsten Mädchen heimlich zu treffen, statt in der grauen Kanzlei seine Akten zu wälzen? Immer wieder sann er darüber nach. War es vielleicht ein plötzlicher Rausch, der ihn zwang, über verbotene Gräben und Heden zu springen? Möglichlich auch, daß die bleischwere Einsamkeit teil daran hatte, doppelt und dreifach empfand er sie, seitdem sein väterlicher Gönner Graf Stadion im nahen Schloß Warthausen zur ewigen Ruhe gegangen war, und die geliebten Freunde La Roche, vor allem Sophie, sein erstes, zartes Jugenderlebnis, das Schwabenland mit dem meilenfernen Rhein vertauscht hatten. Oder was sonst? Doch nicht etwa das Dichterische in ihm, das traumhaft Treibende, die heiße Sehnsucht nach den sprudelnden Quellen des Glücks, aus denen das Beste, das seine Feder bisher geschrieben, ihm zuströmte?

Ernstlich erzürnt über das quälende Grübeln, das sich so gar nicht einfügen wollte in den Klang dieses taufrischen Morgens und in das Wiedersehen mit der Freundin, schlug er mit seinem Stock einer Butterblume den goldenen Kopf ab, zertrat er eine eilig zum Graben stehende Spinne, und stapfte alsdann, wie unter Lasten keuchend, den Hügel hinauf zu einem vom ersten Frührot gepuderten Fichtenhain. Dort auf der Höhe hatte die Leidenschaft den Dichter und das geliebte Mädchen zusammengeführt. Dort hatte er an ihrem Herzen gerührt und als Gnadenbescheid ihre Liebe empfangen, die das Gebundene in ihm löste und seiner Phantasie zu frohem Gestalten und Dichten die Flügel lieh.

Woher die liebe Sybille eigentlich stammte, wußte niemand. Sie lebte in einem nahen winzigen Gut mit einer schrulligen Dame zusammen, die sie zwar Mutter nannte, ohne jedoch ihre Tochter zu sein. Peregrina, die Fremde, die Heimatlose, hatte Wieland die Freundin im ersten aufquellenden Gefühl seines Herzens getauft. Dann, als er beglückt erleben durfte, wie dieses köstliche Geschöpf mit einem Zauberstab seine Seele berührte und

alles Träumende, Verlangende und Dichtende in ihm weckte, war sie die Muse seiner Arbeitsstunden geworden. Die Muse! Die gütig und unbewußt Helfende! So stand sie vor ihm in all ihrer Frische. Unrauscht von der roten Flut ihrer schwäbischen Locken und überstrahlt von dem tiefen Smaragdglanz ihrer wunderbar sprechenden Augen.

Der wandernde Poet reckte sich auf. Den letzten Rest der morgentüchle drückenden Stimmung schnell von sich schüttelnd, spähte er zum Wäldchen hinauf. Richtig, da wartete Sybille schon und wehte mit einem Tüchlein Gruß und Verheißung zu. War da wie ein leibhaftig gewordenes Märchen. Wie ein den alten Fichten entschlüpfter Elf. Wie ein weißes und rosenfarbiges Wöllchen, das der Sommerwind über die Hänge legt.

„He, du, Sybille, da bin ich!“

Das Tuch beschrieb einen wirbelnden Kreis. Ein zarter Frauenkörper löste sich aus dem Schatten der Bäume. Zwei sehnsuchtsvoll ausgebreitete Arme fingen ihn auf. Mund fand sich zu Mund.

„Dem Rest entfliegen, was? Und munter und guter Dinge wie immer?“ Die schlankte Dichterhand fuhr durch die Glut ihres Feuerhaars. „Kuschelkopf, Lieber, heut' hol' ich mir die versprochene Locke. Ich will sie am Herzen haben. Ihre Flamme soll mich erwärmen.“

Im Walde wußten die beiden einen grünmispennenen Platz. Da blühten Schlehdorn und Heckenrose zwischen allerlei Buschwerk. Ein moosgepolsterter Stein an einem Fichtenhain war ihre Bank. Die Sonne legte ein goldenes Gitter über das Wiesengras zu ihren Füßen. Das leise Gru-gru einer Wildtaube bot ihnen frohen Willkommen.

„Die Locke ist längst abge schnitten, Ungeduld du.“ Aus heiterem Herzen lachend, nestelte Sybille ein weichenfarbenes Papier aus ihrem Brusttuch und reichte es dem Dichter hin. „Hier deine Flamme! Sie brennt nicht und tut nicht weh!“

Nun lag das so oft begehrte Liebespfand in Wielands Schoß. Eine Locke, gesponnen aus zartester Seide und rot wie die Sonne, wenn sie am Abend über dem Schwäbischen Meer sich zur Erde neigt. Der Dichter streichelte das Gespinnst und hielt es staunend

ins Morgenlicht. Wirklich, die Locke flackerte auf, sie brannte als Feuer in seiner Hand und tat nicht weh, sondern wohl.

„Sybille!“ . . .

Er sprach den Namen mit leiser, zärtlicher Stimme. Und als das Mädchen in heißem Verlangen sich an ihn schmiegte, daß er den Glockenschlag ihres Herzens spürte, war es ihm plötzlich, als wichen die Bäume, Büsche und Sträucher langsam vor dem lodernen Gold in seiner Rechten zurück. Ein fernes, purpurfarbenes Land, nie gesehen, jetzt mit der Seele erschaut, tat sich ihm auf. Er sah eine kleine Hütte am Meer, beschattet von schwarzen Cypressen und bleichen Oliven, und auf dem Weg dahin schritten zwei Menschen, ein Mann und ein Mädchen, in fremden, weißen Gewändern. Schon waren sie dem Dichter nah. Er hörte, sie sprachen von Liebe und Tugend, von Weisheit und Narrentum und konnten nicht einig werden, ob Weisheit stärker sei als Liebe.

In Wielands Seele begann es zu brausen. Die rote Vision, geweckt durch Sybilles Gelock ward ihm zum dichterischen Erlebnis. Er fühlte Rhythmus und Reim eines noch ungeborenen

Gedichtes und formte in plötzlichem Schaffensdrang ein erstes Gebilde daraus. Das Bild des Mädchens Musarion, die gültig und klug, mit liebendem Herzen die kühle Weisheit des Mannes besiegt.

„Musarion, meine Musarion!“ rief Wieland erregt und schloß in jähem Erwachen aus Traum und Dichtung die holde Gefährtin des Morgens in seine Arme.

Sybille verstand nicht. Sie fühlte nur, daß hier etwas Unbegreifliches geschehen, daß ein Flügelschlag über ihr rauschte, der den Geliebten davontrug. Leise schauerte sie.

Wieland aber hob die ins Moos geglittene Locke mit sanfter Bewegung auf und hielt sie der Freundin hin: „Hab Dank, du Liebe! Dein Goldflammenhaar hat mir eben ein neues Werklein geschenkt. Das will ich nun schreiben und Musarion nennen. Die Locke aber nehme ich mit ins Leben. Die soll meine Wege erhellen und meine Arbeit durchglänzen, so lang mir das Herz schlägt . . .“

Lili Blum-Martini / Ein Kind stiehlt . . .

Trozig steht die Silberpappel im Fabrikhof dem Sturm. Ihre Blätter rasen im Olibertanz.

Das Kind preßt die Nase ans Fenster und schaut ein Weisches hinaus. Dann wendet es sich zurück in den Frieden des Fabrikraums. Hier sauchen sonst die Maschinen, klappern die Räder, klirren die Holzstäbe ins Regal. Aber heute ist Sonntag. — Tiefe Ruhe liegt über all den Geräten heißer Arbeit.

In feierlich eleganten Schlangen hängen die Tapeten vom Deckengestell bis fast auf den Boden. Sie dürfen aufatmen und sich noch ein wenig dehnen, eh morgen die unerbittliche Maschine sie eng auf Rollen preßt.

Die Tapeten sind seltsame Wesen: Starr hängen sie da und zeigen graue Außenseite. Aber wenn man die Schlangen ein wenig auseinander biegt, glüht es einem wunderbar entgegen in Gold und Blau und tiefem Rot. Märchen steigen heraus und Träume von einem herrlichen Dasein — Träume vom Himmel, in dem nun schon so unaussprechbar lang die Eltern sind. Gern wäre man zu ihnen gegangen — aber mußte man denn einen Weg? Nein, man mußte schon bei der Großmutter bleiben, drüben im engen Pförtnerhäuschen, und man mußte sich allsonntäglich den Himmel aus leuchtenden Tapetenfarben herausträumen.

Heute allerdings kann man nicht träumen: es gilt Wichtiges auszuführen. Mit glückzitternden Fingern biegt das Kind eine Tapetenfalte auseinander: da liegt ein Schatz verborgen: ein nagelneues Holzpferdchen, Grauschimmel mit rotem Zaumzeug und Flattermähe, ein Tanzkreisel von herrlichster Farbigkeit, ein Dominospiel, und ein Tütchen mit lockenden Zuderhimbeeren.

Wozu das alles? Ja — wozu? Das Kind weiß es.

Gestern in der Schule, da hat der Lehrer vom Himmel erzählt, von der großen Glückseligkeit, vom heitern Spiel der Seelen miteinander.

Vom Spiel der Seelen!

Ja, um des lieben Heilandes willen, womit sollten Vater und Mutter spielen? Sie besaßen ja nichts — das Kind wußte es genau — nur Blumen hatten bei den stillen Gestalten im Sarg gelegen — gewiß nichts sonst — die Großmutter mußte das ganz vergessen haben, sie war ja überhaupt nicht für's Spielen.

Alle Seelen spielten im Himmel und waren froh — nur Vater und Mutter mußten traurig zusehen. Konnte man das ausdenken?

Still verzweifelt saß man bei Tisch und würgte die Brocken hinunter. Auf eine schüchterne Anfrage murrte die Großmutter unwirsch:

„Schwäh nicht so dumm!“

In der Schublade unter den Taschentüchern wußte das Kind ein blankes Dreimarkstück verborgen. Wertvoll und gleichend lag es da, von der Großmutter für besondere Fälle gehütet.

Der besondere Fall war nun da.

Gewiß war er da!

Damit beschwichtigte ein kleines Mädchen sein klopfendes Herz, als die diebische Hand nach dem Geldstück tastete.

Sehr bestimmt und sicher wurde dann im entfernten Stadtteil eingekauft, wenn einem die Kaufmannsrau auch mit mißtrauischen Augen musterte.

Das Friedhofstor war schon geschlossen an diesem Abend. So mußte man seine Schätze daheim verbergen. Sonnabend: wo also sicherer als bei den stolz verschwiegenen Tapeten? Zwar war's beängstigend dunkel im Fabrikraum, nur an den Wänden tanzten allerlei Gespenster — aber man wußte ja, daß die einem nichts

tun konnten. — Die halbe Nacht lag man dann wach und dachte mit stolzer Gebefelligkeit an die Freude der Eltern.

Und nun steht man da, schaut wieder dem Sturm im Pappellaub zu und wartet sehnsüchtig auf den Augenblick, wo man hinausrennen kann zum Friedhof. — Es gießt in Strömen, der Himmel bleibt gleichmäßig schwarz und will kein Einsehen haben.

Man kann nun nicht länger warten, sonst geht das Friedhofstor wieder zu. Also macht sich das Kind in größter Heimlichkeit tapfer auf den Weg. Seine Schätze trägt es sorgfältig verpackt — nicht eine einzige Himbeere fehlt — alles ist doch für die lieben Eltern.

Der Sturm zauft gewaltig an dem kleinen Ding, doch das stapft unentwegt vorwärts und spürt kaum den Regen, der in Bächen aus den blonden Haaren rinnt. Eine große Seligkeit glüht da unterm Sturm, und durch dicke Wolken sieht ein gläubiges Kinderauge den Himmel und hunderttausend lichte Engel.

Der Friedhof liegt still und leer, von grauen Regenschleiern umwoben. Wie aber jetzt das Kind unter eifrigem Geschwäh seine Geschenke aufs Grab der Eltern baut, da bricht ein erster Sonnenstrahl durch die Wolkendecke.

„Sonne“, ruft die Kleine, „liebe Sonne! sag's den Eltern, daß sie schnell kommen sollen, die schönen Sachen werden sonst am Ende noch naß!“

Dann geht man sehr glücklich und zufrieden nach Hause.

Dort aber wartet auch ein Sturm: denn die Großmutter hat inzwischen den Verlust des Geldes entdeckt. O, was für böse Worte hageln auf das kleine Mädchen herab. Es leugnet nicht — aber es kann nicht sagen wo das Geld geblieben ist. Es ist ja eine Diebin. „Diebin“. So eine konnte doch nicht „Himmel“ und „Vater und Mutter“ oder gar „Glückseligkeit“ sagen!

Entsetzungsstarr liegt das Kind, fast erdrückt vom Bewußtsein der eigenen Schlechtigkeit. Und am Morgen nimmt es die Großmutter bei der Hand, führt es zur Schule, und dort, vor der ganzen Klasse und vor dem Herrn Lehrer erzählt sie mit strenger Stimme von dem Diebstahl und der Verstoßtheit des kleinen Mädchens.

Der Lehrer sagt nicht viel und begleitet die erzürnte alte Frau höflich wieder zur Tür. Dann hält er seine Stunde wie sonst und schaut nicht ein einziges Mal zu dem verzweifelten Kind hin. Aber als die Schulklocke endlich läutet, da ruft er das kleine Mädchen zu sich und nimmt es mit in sein stilles Zimmer, wo er unter Büchern und Pflanzen lebt. Er setzt sich auf einen Stuhl, nimmt dem schluchzenden Kind die Hände vom Gesicht und sagt mit einer Stimme, die nur gut ist:

„So, jetzt siehst du mich einmal an und erzählst mir, was du mit dem Geld gemacht hast.“

O, wie nun die schwere und verstockte Zunge auf einmal wieder gehorcht: von den himmlischen Spielen kann man reden und von allem andern. Und der Herr Lehrer schaut mit den freundlichen Augen tief in einen hinein.

„Siehst du“, sagt er dann, „es war natürlich sehr schlimm von dir, zu stehlen. Und daß die Großmutter nun so böse auf dich ist, und daß die Kinder dich eine Diebin schelten werden, das mußt du eben tragen. Aber ich will dir auch etwas erzählen: Heute nacht, da hat mich der Traumengel ein wenig im Paradies herumgeführt. Und denke dir, gleich wie ich hineinkam, da habe ich deine Mutter gesehen. Sie hatte ein himmelblaues Kleid an und schlug einen schönen bunten Kreisel, daß es nur so eine Art hatte. Und später, als ich schon wieder aus der himmlischen Glückseligkeit heraus mußte, da sah ich deine beiden Eltern. Sie spielten Dominos miteinander und waren sehr fröhlich . . .“